



Trennung Matthias Wais und Abschied

Wenn Menschen auseinander gehen

Mit einem Praxisbericht aus der Eheberatung
von Ulrike und Hans-Joachim Schellenberg

Mathias Wais

Trennung und Abschied

Mathias Wais

Trennung und Abschied

Wenn Menschen auseinander gehen

*Mit einem Praxisbericht aus der Eheberatung
von Ulrike und Hans-Joachim Schellenberg*



MAYER
INFO3

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-95779-011-8

Erste Auflage 1998 Verlag Johannes M. Mayer, Stuttgart
Zweite Auflage 2002
Dritte Auflage 2014 Info3-Verlag, Frankfurt am Main

© 2014 Info3-Verlagsgesellschaft Brüll & Heisterkamp KG
Abbildung Seite 8: „Die Kniende“ von Wilhelm Lehmbruck, 1911,
Wilhelm Lehmbruck Museum, Duisburg, Aufnahme: Tomas Riehle

Typographie und Satz: Kulturfarm, Rinteln
Umschlag: Frank Schubert, Frankfurt am Main
Druck und Bindung: Aalex Buchproduktion, Halle

Inhalt

Die Kniende	7
Eine innere Dynamik des Bleibens	11
Das Wesen des Menschen ist Aufbruch	20
Zweierlei Glück	27
Die Schwelle zwischen Haben und Aufbruch	32
Über das Hören in der Ohnmacht	40
Trennungsangst und Trennungslust	49
Die Trennung beginnt vor dem Abschied	58
Trennungshygiene	67
Nach der Trennung – die Chance der erneuten Begegnung	78
Intimität und Abgrenzung in der Beziehung	84
Der Mensch auf dem Wege	90
Verlust der Arbeit – Verlust der Würde	94
Unabschließbarer Abschied – Die Heimatlosen	100
Ulrike und Hans-Joachim Schellenberg:	
Praxisbericht aus der Eheberatung	
Einleitung	109
»Wenn du dich doch nur ändern würdest!«	112
»Du wirst deiner Mutter (deinem Vater) immer ähnlicher!«	117
»Ich wünsche mir wieder mehr Harmonie«	125

Die Kniende

Gibt es noch einen ähnlich stechenden, unabweisbaren Aufruf an das Ich wie den Verlust, die ungewollte Trennung, den erzwungenen Abschied von beruflicher oder sozialer Sicherheit? In wohl keiner anderen biographischen Situation wehren wir uns so heftig und ahnen doch zugleich, wie sehr wir in unserem innersten Wesen mit diesem Aufruf gemeint sind.

Man will nicht gemeint sein. Der Aufruf soll nicht mir gelten. Es soll alles ein Irrtum sein. Der Verlust soll wenigstens nicht so plötzlich und nicht so endgültig vor uns stehen. Und man weiß lange nicht, wie man der Situation überhaupt gerecht werden soll – und warum überhaupt. Warum geschieht es gerade mir? Der von Verlust Betroffene erlebt sich wie gelähmt, wie erstarrt zwischen Niedersinken und Sich-Aufrichten. Das eine ist so unbarmherzig nah, und das andere ist noch so fern. Und doch spüre ich, dass es eben darum geht. Sobald ich wenigstens umrisshaft erkennen und anerkennen kann, dass es um mich geht – dass das, was mir zufällt, *mir* zufällt. Aber inwiefern kann dieser Verlust meiner sein oder auch nur werden? Und wie gewinne ich Anschluss an die Aufrichte, während ich doch unvermittelt von Panikgefühlen umgetrieben und von der Macht der Verzweiflung zu Boden gedrückt bin?

Die Werke der Kunst sind eben darin Kunst, dass sie über die persönlichen Intentionen, privaten Perspektiven und den individuellen biographischen Hintergrund ihres Schöpfers hinausgehen. Wir sind deshalb wohl nicht nur berechtigt, sondern auch aufgefordert, in Kunstwerken die allgemein menschliche, urbildliche Dimension zu sehen auch da, wo der Künstler vielleicht erst einmal die persönliche Erfahrung gemeint haben mag.



Wilhelm Lehmbruck: Die Kniende, 1911.

So stehen wir, bewegt von den Tatsachen Trennung und Verlust, vor der Skulptur *Die Kniende* von Wilhelm Lehmbruck und meinen hier urbildlich gestaltet zu sehen, was die existentielle, biographische Dimension von Trennung und Verlust ausmacht.

Wir erleben eine stilisierte weibliche Gestalt, auf dem rechten Bein knieend, das linke angewinkelt, so dass sich zunächst die Frage eröffnet: Wird sie im nächsten Moment niedersinken, oder wird sie sich aufrichten? Wird sie auch das linke Knie auf den Boden absetzen und darauffin vielleicht auch mit dem Oberkörper, vornüber womöglich wie eine andere Skulptur von Lehmbruck, *Der gestürzte Engel*, nach unten sinken – oder wird sie das gewinkelte Bein anspannen, das rechte Knie hochziehen und durchdrücken, um wieder aufrecht dastehen zu können? Die Frage ist aus der Skulptur heraus zunächst nicht zu beantworten. Die Figur erscheint einerseits wie erstarrt in dieser Zwischen-Situation, und eine bange Ambivalenz erfasst den Betrachter. Die Figur selbst, die den schmalen Kopf sinnend zur Seite neigt, spricht primär von Trauer, Aufgeben oder vielleicht schon vom Loslassen. Sie mag einem verlorenen Gut nachtrauern. Aber es ist noch etwas über die Trauer Hinausgehendes anwesend: Wir haben *auch* ein Bild tiefer Ruhe vor uns. Nichts von Panik oder der quälenden Unruhe der Verzweiflung. Der Oberkörper *ist* aufgerichtet. In ihrer Mitte ist sie bei sich. Und dann werden wir der gestreckten Glieder gewahr: Beine, Füße, Arme, besonders die Unterarme, und die Finger sind überstreckt – nicht im Sinne der Verkrampfung, im Gegenteil, eine merkwürdige, stille Gelöstheit trägt die ganze Gestalt. Die Gliedmaßen sind, rein anatomisch gesehen, überproportional lang. Sie gehen über das menschliche Maß hinaus. Eine Ahnung durchzieht die Gestalt, über sich hinausgehen zu müssen, wenn sie sich wieder aufrichten will.

Doch woher nimmt sie das? Woher kommt ihr der Weg aus der Trauer, aus dem ersten Niedersinken zu? Die eigenartige Stellung der rechten Hand könnte den Hinweis auf eine Auflösung dieser

Frage enthalten. Während die linke Hand und der linke Unterarm auf dem angewinkelten, nur mit den Zehen aufgesetzten Bein ruhen, weist der rechte Unterarm nach oben, und die rechte Hand, nochmals nach ihrer Innenseite angewinkelt, deutet, ohne pointiert etwas zeigen zu wollen, ruhig und gelöst nach hinten. Sie weist nicht, wie es zunächst den Anschein hat, auf den Hals oder den Kehlkopf, vielmehr seitlich daran vorbei auf einen Raum hinter und ein wenig über dem Rücken. Worauf genau ist damit hingedeutet? Und warum weist sie gerade auf diesen rückwärtigen Raum, der den Rücken da berührt, wo, wenn die Figur ein Engel wäre, die Flügel aufragen würden? Wir werden im Folgenden sehen, dass *Die Kniende* nicht nur die Situation im Verlust zur Anschauung bringt, sondern wesentlich den Weg heraus aus dem Niedersinken.

So soll es hier nicht primär um eine Psychologie der Trennung und ihrer eventuellen Bewältigung gehen, sondern um die biographische Dimension des Abschieds vom Partner, von Sicherheiten und Perspektiven. Erst wenn wir einen Sinn und das persönliche Gemeint-Sein im Abschied erkennen, kann dieser konstruktiv werden und in die Zukunft führen.

Eine innere Dynamik des Bleibens

Wenn wir über Trennung und Abschied sprechen, ist sofort eine leise aber beharrliche Stimmung von Besorgnis anwesend und eine Art von Vorbehalt oder fast Widerstand. Wir stellen uns zu Trennung und Abschied immer wie zu etwas, das es »eigentlich« nicht geben sollte. Der Gedanke an Trennung ruft, sofern man selbst betroffen sein könnte, Ängste auf und, sofern man Betrachter ist, ein Urteil, das Versagen, Scheitern oder leichtfertige Bequemlichkeit unterstellt. Jedes Ehepaar zum Beispiel, das sich trennt, sieht sich umstellt von – vielleicht auch wohl gemeintem – Bedauern, von Mitgefühl, und viele, die sich trennen wollen, erleben sich selbst als Versager: »Es ist mir nicht gelungen, die Ehe bis zum Ende zu führen.« »Meine Ehe ist gescheitert.«

Wer aus freien Stücken etwas hinter sich lässt, mit dem er sich bis dahin identifiziert hat, mit dem wir ihn identifiziert haben, kommt in den Ruch des verantwortungslosen Abenteurers; wer öfter seine Arbeitsstelle wechselt, gilt schnell als unsicherer Kantonnist; wer sein Haus verkauft, um vielleicht eine große Reise, einen teuren Sport zu finanzieren, erscheint uns als Desperado, und wer ohne Not seinen Vorstandsposten im Verein aufgibt, muss damit rechnen, entweder als resigniert oder als treulos angesehen zu werden.

Trennung, Abschied und Loslassen scheinen einem Ideal oder Wert zu widersprechen: Festhalten, Bleiben, sagt das Ideal. Was man hat, muss man für immer haben wollen. Was man ist, muss man für immer sein. Partnerschaften und Ehen müssen bis zum physischen Tod eines Partners Bestand haben. Ein Haus, das man gekauft oder gar gebaut hat, muss man für immer besitzen. Wer

nach Jahren seine Zigarettenmarke wechselt, muss dies im Freundeskreis zumindest begründen. Wer Gewohnheiten ändert, gilt günstigstenfalls als Luftikus. Wenn einer bisher immer auf den Pfennig geachtet hat, dann »ist« er sparsam, und das schwingt mit »für immer«. Ändert er aus irgendeinem Grund diese Eigenschaft oder verhält er sich auch nur ein Mal unerwartet freigiebig, so ruft das Erstaunen, wenn nicht Misstrauen hervor. Wenn ein Ehepaar die letzten 20 Jahre zum Urlaub an den Wörthersee gefahren ist, diesmal aber zum Ossiachersee aufbricht, hat das einen Geschmack von Verrat. Wer loslassen muss, weil ihn zum Beispiel der Partner verlassen oder weil der Vermieter gekündigt hat, dem gilt unser Mitleid und unsere anteilnehmende Solidarität. Wer loslassen will, scheint nicht ganz bei Trost.

Es kann nicht einfach die Verletzung des Ideals »Bleiben« sein, es muss sich um eine tiefere Verunsicherung handeln. Ein Niedersinken droht, sobald es um Abschied und Trennung geht.

Davor war also Sicherheit. Aber worin bestand sie genau? Aus welcher inneren Situation heraus mag *Die Kniende* ins Niedersinken geraten sein? Was war zuvor?

Was wir besitzen an materiellen Gütern, sozialen Beziehungen, die zu uns gehören, Eigenschaften, die wir haben, und Rollen, die wir einnehmen, gibt nicht nur Sicherheit und Stabilität. Es bestätigt auch das Bild, das wir von uns haben und das unsere Freunde und Kollegen von uns haben. Es ist Teil meiner Identität, dass ich dieses Haus gebaut habe, dass ich mit diesem Mann verheiratet bin, dass ich sparsam, unternehmungslustig oder sportlich bin, dass ich den Vorsitz im Kegelclub habe, dass ich katholisch bin, dass ich die ABC-Partei wähle. Das alles *bin* ich. Selbst die Automarke, der ich seit 20 Jahren treu die Stange halte, ist Teil meiner Identität. Ich gehe in meine Stammkneipe, rufe zur Theke hinüber: »Wie immer!«, und die Bedienung bringt ein Pils und einen Wachholder. Das bin ich. Das bestätigt mir mein Selbstbild und das bestätigt anderen ihr Bild von mir. Würde meine Stammkneipe in ein pop-

piges Bistro umgewandelt – ich ginge nicht mehr hin, denn das bin ich nicht. Ich würde schimpfen über den seelenlosen Modernisierungsfimmel. Würde ich statt »Wie immer« rufen: »Einen Cognac bitte!« – der Wirt würde die linke Augenbraue hochziehen und einen, hoffentlich vorübergehenden, Spleen vermuten. Oder würde auf meinen Zuruf »Wie immer« die Kellnerin einen Kaffee bringen, ich würde ärgerlich und ginge bestimmt nicht mehr hin. Sie verwechselt mich wohl mit jemand anderem. Oder noch schlimmer: Denen ist es wohl gleichgültig, wer kommt.

Durch meine Besitztümer, meine Gewohnheiten, Rollen und sozialen Bezüge bestätige ich und bestätigen andere mir immer wieder nicht nur mein Selbstbild; ich erkenne mich geradezu in solchen Bezügen des Habens. Und es tut gut, dass andere mich in dem, was zu mir gehört, immer wieder erkennen. Das bin also ich. Also bin ich. Indem ich mich immer wieder erkenne und immer wieder erkannt werde, bestätigt sich überhaupt erst meine Existenz. Und deshalb muss ich an all diesen Dingen festhalten. Ich ohne mein Pils und den Wachholder – das wäre einfach ein anderer. Das kann ich mir gar nicht vorstellen. Ich ohne dieses Haus – das wäre eine Auslöschung. Wenn am Kiosk meine Zigarettenmarke ausgegangen ist – fast eine Beleidigung.

Und so kommt es, dass ich an dem, was ich habe und bin, auch noch festhalte, wenn die Gründe entfallen sind, aus denen heraus ich es einst erworben, mir erarbeitet, mir zugelegt hatte. Auch das fünfte Auto wird noch bei demselben Autohaus gekauft, obwohl man bereits beim dritten und dann erst recht beim vierten nur noch mit Reklamationen zu tun hatte, der Benzinverbrauch zu hoch war und der Service sehr nachgelassen hat. Ich schimpfe jetzt auf das Autohaus, bestelle aber noch einmal den Neuwagen dort und zwar in einer Stimmung, die man als Mischung beschreiben kann aus Enttäuschungsbereitschaft und der vagen Hoffnung, dass man jetzt doch noch einmal auf das gute, alte Niveau stoßen würde, dass die vor zwanzig Jahren getroffene Entscheidung zu gerade

dieser Automarke sich doch noch einmal als richtig herausstellen möge. Denn sie ist doch ein Teil von mir. Sie definiert mich.

Wir halten an Beziehungen fest, auch wenn wir schon lange nicht mehr »glücklich« darin sind oder sogar unter der Beziehung leiden. Wir gehen immer noch mit derselben Mannschaft sonntags zum Sport, obwohl unter den Mitgliedern – ich sage immer noch »Kameraden« – längst Rivalitäten, Animositäten und versteckte Bosheiten ausgebrochen sind. Schließlich ist es ein Teil meiner Identität, dass ich jeden Sonntag um elf Uhr mit dieser Gruppe zum Sportplatz fahre.

Mein Ehepartner verletzt und missachtet mich seit Jahren, putzt mich vor gemeinsamen Bekannten herunter, zu Hause schweigen wir uns nur noch an, aber wir halten selbstverständlich an dieser Ehe fest. Wir kennen und erkennen uns in ihr. Und da aus der einst »glücklichen« Ehe nur sehr schleichend, untergründig und allmählich eine »unglückliche« wurde, hat mein Selbstbild diese Änderung unmerklich mitvollzogen. Inzwischen ist es eben ein Teil von mir, dass ich einen schwierigen, rücksichtslosen Ehemann habe. Auch das bin ich. Leider zwar. Aber ich bin es wenigstens. Ohne dieses Selbst-Erkennen (das etwas anderes ist als Selbst-Erkennen) wäre ich nicht nur jemand anderes, sondern gar niemand. Also halte ich an dieser Ehe fest. Wie ich eben an mir festhalte. Schließlich gibt man sich, sein Selbstbild, seine Existenz ja auch nicht auf. Erhebliche Kunststücke des Selbstbetrugs, Wahrnehmungsverzerrungen, Gedankenakrobatik und Seelenverrenkungen werden ausgeführt, um nur nicht den Gedanken an Trennung aufkommen zu lassen. »Wegen der Kinder«, »wegen der Kirche«, »wegen des Geldes«, »wegen der Nachbarn« – aber »wegen meines Selbstbildes« – *das* sagt keiner.

Nun ist dieses Verharren in dem, was ist und was ich habe, ja zunächst weder von Übel, noch haben Seelenwissenschaftler es für ungesund erklärt, und außerdem ist es eben in Einklang mit solchen Werten wie Treue und Konsequenz. Seltsam ist aber, dass das

Verharren, dass die Selbstbestätigung und immer wieder eingeholte Fremdbestätigung von einer gewissen untergründigen Dringlichkeit durchzogen ist, die sofort zutage tritt, wenn auch nur Details des Gewohnten sich ändern oder geändert werden müssen. Da erschrickt man, man wird böse oder traurig. Ganz offensichtlich suchen wir fortwährend die Bestätigung dessen, was wir sind. Ich gehe nicht nur deswegen in meine Stammkneipe und rufe »Wie immer«, weil ich durstig bin, sondern weil ich daran auftanke, dass ich durch diesen Zuruf erkannt werde. Gerade wenn es Irritationen gegeben hat, ist so etwas Balsam für meine verunsicherte Seele. Ich brauche diese Selbstbestätigung. Gerade wenn ich, und sei es ein banales Detail des gewohnten Alltags, an irgendeiner Stelle mein Bild von mir in Frage stellen musste, suche ich die erneute Definition dessen, was ich bin, durch das, was man an mir kennt. Und dann bin ich wieder beruhigt. Jetzt ist wieder klargestellt, *wer* ich bin, *dass* ich bin.

Wenn mein Mann, wie seit zehn Jahren nicht mehr, mir zum Feierabend einen Blumenstrauß mitbringt, so ist das nicht nur Anlass für freudige Überraschung. Vielmehr: Da stimmt doch etwas nicht. Wenn mein Mann sich auf einmal anders verhält, dann muss ich ja etwas an mir, an meinem Bild von ihm und damit an meinem Bild von mir ändern. Deshalb ist meine Freude zwiespältig, und ich finde gleich darauf einen Anlass zum Streit, und dann schweigt er mich wieder den ganzen Abend an. Dann weiß ich wieder, dass alles beim Alten ist. – Und wenn der ewig harmonische Gatte, der jeden Abend sonnig nach Hause kommt, einmal mit mürrischem Gesichtsausdruck erscheint, werde ich ihn sofort aufheitern und ablenken, bis wieder die Sonne scheint.

Veränderung soll nicht sein. Jedenfalls keine, die ich nicht selbst will und aktiv handhaben kann. Zeichen von Veränderung oder drohender Veränderung ignoriere ich lieber, als dass ich mich darauf einlasse. Das dringliche Bedürfnis nach Bestätigung des Selbstbildes, nach Verharren im Bekannten und Gewohnten, kann

allerdings in die Nähe einer Selbstinszenierung geraten. Ich kann jahrelang Anzeichen drohender oder untergründig längst eingetretener Veränderung ignorieren – irgendwann wird der Aufwand des Ignorierens und des Wegerklärens so groß, dass ich aktiv und gezielt, wenn auch oft nur halb bewusst, die alten Definitionen abrufe. Jetzt demonstriere ich, dass ich sparsam bin oder unternehmungslustig oder sportlich. Ich rede darüber. Ich gebe immer ausführlichere Erklärungen, Erläuterungen und Beschreibungen meines Verhaltens, meines Charakters, meines Verständnisses der Rolle des Ehemanns und so weiter. »Ich bin an und für sich ein harmonischer Mensch«, sagt der griesgrämige Ehemann, der zu Hause seit Jahren jeden Abend einen Streit vom Zaun bricht. Er demonstriert vor Bekannten, wie harmonisch seine Ehe ist. – Der alternde Junggeselle, der von der Vorstellung nicht lassen kann, er sei jung, frisch und begehrt, inszeniert Jugendlichkeit, kauft sich Hemden, die eine Spur zu schrill sind, legt sich einen dramatischen Sportwagen zu, und in der Kantine setzt er sich, locker scherzend, immer zu den jungen Sekretärinnen an den Tisch.

Man ruft jetzt forciert ein bestimmtes Bild beim anderen hervor, welches das von längst überfälligen Veränderungen bedrohte Selbstbild immer wieder bestätigt und es noch einmal befestigt. Ich weiß manchmal nicht mehr, wer ich bin – sag' du mir, dass ich der Alte bin.

Die längst von Missachtung, Misstrauen und Verweigerung gekennzeichnete Ehe muss nach außen hin als »glücklich« und dergleichen dargestellt werden. Im Grunde weiß ich, dass meine Ehe entweder zu Ende ist oder entscheidend erneuert werden muss, aber wenn es gelingt, andere davon zu überzeugen, dass sie noch »funktioniert«, kann ich dieses auf Veränderung drängende Wissen wieder einmal beiseite schieben. Bis heute abend, wenn wir wieder allein sind.

Jetzt handelt es sich nicht mehr um Sicherheit gebende Gewohnheiten, jetzt handelt es sich um die Inszenierung vielleicht

früher einmal authentischer Bilder, um die galoppierende Destabilisierung meiner Identität weiter ignorieren zu können.

Trennung entsteht aber aus dem Festhalten. Und je dringlicher die alten, früher einmal gültigen Selbst- und Beziehungsdefinitionen aufrechterhalten werden, je mehr Aufwand ich für das Festhalten-Können treiben muss, um so unausweichlicher wuchert der Verlust. Bis er dann wie ein Geschwür aufbricht, oft aus nichtigem Anlass.

Wo wir etwas bekommen oder erwerben, wo wir am Anfang einer Beziehung stehen, haben wir ein Urbild, ein Idealbild: Das Eigenheim erschien mir damals als Hort des Geborgenseins und der Autonomie; die endlich gefundene Partnerin als die einzig richtige, mit der man so umfassend harmonierte, in der so viel an schönen Zügen sichtbar war; das Fluidum von Freiheit und Abenteuer, das unsere Zigarettenmarke, das Flair von Sportlichkeit, das unsere Automarke mit sich brachte.

Dann kam der Alltag des Habens. Das Urbildliche trat zurück. Der Sport wurde irgendwann anstrengend, die Bandscheiben machten nicht mehr mit. Das Rauchen hat zu einer erheblichen Kurzatmigkeit geführt, und den Wagen habe ich vor lauter Sportlichkeit an einen Baum gesetzt. Meine Partnerin hat nervtötende und anstrengende Eigenschaften entwickelt. Jetzt kommt der erste Aufwand des Beharrens. Jetzt werden Gewohnheiten wichtig. Jetzt mache ich die Kneipe an der Ecke, in der ich schon öfter war, zu meiner Stammkneipe. Jetzt wird befestigt, was ich an mir kenne, beharrlich, unerschütterlich. Lange Zeit herrscht Zufriedenheit. Erst später spürt man, dass alles nicht mehr so recht funktioniert. Und der Wachholder – wer weiß, neuerdings scheinen sie ihn mit Wasser zu strecken. Aber das spreche ich nicht an, denn ich will auf meine Kurzatmigkeit auch nicht angesprochen werden.

Jetzt geht es um den Aufwand des Festhaltens. Das Urbild ist nur noch Erinnerung. Ist das noch die Frau, die ich einst geheiratet habe? Warum noch hatte ich mich damals für diese Automarke

entschieden? Gleichwohl, meine Fernsehgewohnheiten, meine Urlaubsgewohnheiten, sie bleiben. Und so werde ich auch bei der Automarke bleiben. Ich spule jetzt alle diese Gewohnheiten ab, spiele sie durch, führe sie manchmal geradezu auf, denn sie sind das, was bleibt. Von mir. Auch das Haus steht. Und steht. Wenigstens darin kann ich meiner Identität sicher sein.

In der nächsten Phase wird auch dies brüchig. Am Urlaubsort haben sie einen Hotelklotz vor die gemütliche Pension gestellt, und statt auf die Berge sehe ich jetzt auf einen betonierten Hinterhof mit riesigen, überquellenden Abfalltonnen. Meine Frau geht bald jeden zweiten Abend weg, zum Yoga, zur Dritte-Welt-Laden-Versammlung oder ins Kino mit Freundinnen. Jetzt beginnt das Bedürfnis nach Selbstinszenierung. Nun rede ich immer öfter von den alten Zeiten, da war noch alles in Ordnung. Da war noch klar, wer ich bin. Da hat sich nicht dauernd etwas verändert. Jetzt stelle ich Urlaubsglück dar: Sämtliche erreichbaren Verwandte müssen die Videoaufnahmen von den österreichischen Gamsen sehen. Jetzt stelle ich die Pokale in eine Glasvitrine, die ich bis vor kurzem (bis vor acht Jahren) im Sportverein jedes Jahr bekommen habe. Jetzt werfe ich meiner Frau vor, dass sie nicht mehr die Alte ist, nicht mehr so häuslich. Obwohl das Haus finanziell kaum mehr zu halten ist – der Kredit ist noch längst nicht getilgt, Grundsteuer, Abwassergebühren und Reparaturen sind so teuer geworden, dass ich mir eigentlich nichts Zusätzliches mehr leisten kann –, bestelle ich gerade jetzt einen neuen und teuren Zaun für mein Grundstück. Ich bin der, der sich was leisten kann. Auch wenn ich mir nichts mehr leisten kann.

Schließlich kippt, oft nur wegen einer Kleinigkeit, alles um: Ein Freund – ich habe ihn für einen Freund gehalten – macht eine blöde Bemerkung über meinen beginnenden Haarausfall. Meine Frau lädt ihren Yogalehrer zu uns zum Essen ein – ein Gockel, der Mann. Die Schwägerin flüstert ihrem pickeligen Halbwüchsigen in einem unbemerkt geglaubten Moment zu: »Jetzt müssen wir eben

noch diese dämlichen Gemen-Videos bewundern, dann können wir gehen.« Und die Sphäre von Verlust und Abschied ist unabweisbar angebrochen. Das Selbstbild fällt in sich zusammen. Ich reagiere mit Wutausbrüchen, werde ausfällig zu meiner Frau und kappe beleidigt die Beziehung zu den angeblichen Freunden.

Es ist der Moment, in dem wir genau jenen Verlust, gerade die Trennung, genau den Abschied herbeiführen, den wir jahrelang untergründig befürchtet und in Schach gehalten haben. Jetzt verhält sich der Ehemann so grob, dass seine Frau sich in den Yogalehrer verliebt und sich zur Trennung entschließt. Die alten Freunde grüßen mich nur noch mit eisiger Höflichkeit. Trennung kann aus der Angst vor dem Loslassen entstehen, gerade aus dem dringlichen, manchmal verzweifelten Festhalten.

Was ist das? Ist es einfach eine bürgerliche Form von Wahnsinn, oder kann man in dieser Paradoxie noch etwas anderes sehen?